

Sack für Sack wird der angelieferte Mais auf den Schultern ins Lagerhaus getragen, wo das Getreide getrocknet, gereinigt und zum Transport neu abgefüllt wird. Das Lagerhaus in Jinja, im Südosten Ugandas, entstand im Rahmen der Strategie des Welternährungsprogramms der Vereinten Nationen. © alle Fotos: Alexandra Endres

Lebensmittellagerung

Die verlorene Nahrung

Es sind nur Schätzungen, aber ihre Größenordnung ist beeindruckend: Jährlich verdirbt der Weltbank zufolge in Afrika südlich der Sahara Nahrung im Wert von vier Milliarden Dollar – so viel, wie die gesamte Region in zehn Jahren an Nahrungsmittelhilfe erhält. Schulungen und ein Netz von Lagerhäusern sollen helfen, die Verluste zu minimieren.

Von Alexandra Endres

Früchte und Gemüse verrotten, weil sie nicht schnell genug verbraucht und verarbeitet werden können. Fleisch vergammelt, Milch verdirbt. Getreide und Hülsenfrüchte werden von Insekten und Nagetieren angegriffen oder vom Pilz befallen. Wurzeln und Knollenfrüchte verderben offenbar besonders schnell: 36% der geernteten Menge geht verloren, erklärt die Welternährungsorganisation.

Für die Region ist das ein Riesenproblem. Denn mehr als ein Viertel der Bevölkerung Afrikas südlich der Sahara – 234 Millionen Menschen – hat nicht ausreichend zu essen. Und die Weltbevölkerung wächst. Um alle satt zu bekommen, müsste die Produktivität der Landwirtschaft in den kommenden drei Jahrzehnten um 70% gesteigert werden, sagt die Welternährungsorganisation FAO. Doch Ackerland ist jetzt schon knapp, und die Produktivitätsgewinne durch Mechanisierung stoßen an Grenzen. Die große Hoffnung ist: Gelänge es, die Ernten besser vor Verlusten zu schützen, wäre vielen Menschen geholfen.

Besonders betroffen: Kleinbauern

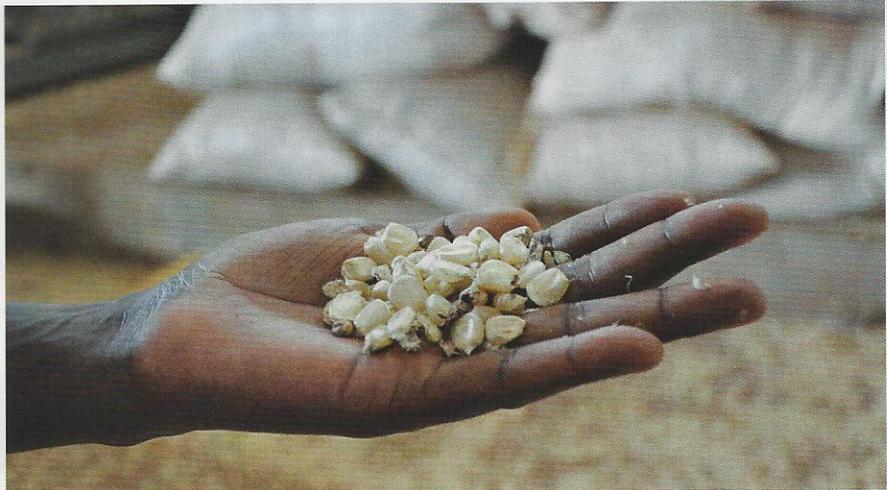
Das Problem treffe vor allem die Kleinbauern, sagt der Agrarökonom Joachim von Braun. Sie ernähren sich von der Ernte, die

ihre Felder einbringen, und bauen daneben sogenannte cash crops an, Kaffee zum Beispiel oder Getreide, durch dessen Verkauf die Familie ein wenig Geld verdient. „Fast alle verkaufen einen Teil ihrer Ernte“, erklärt von Braun. „Reine Subsistenzbauern gibt es so gut wie nicht mehr.“ Häufig sind die Kleinbauern aber nicht in der Lage, ihre Feldfrüchte vor schlechtem Wetter und Schädlingsbefall zu schützen. So verlieren sie einen Teil der Ernte schon auf dem Feld oder mangels passender Lagermöglichkeiten kurze Zeit später. Getreide beispielsweise trocknen sie oft auf der Erde und bewahren es dann in einer Hütte auf dem festgestampften Erdboden auf. Dort ist es zwar sicher vor dem Regen, aber nicht vor Pilzbefall, Insekten und Nagetieren.

Doch gerade die kleinen Farmer müssten ihre Ernte das ganze Jahr über verlässlich lagern können – schließlich hängt ihre eigene Ernährung davon ab. „Wenn sie Nahrungsmittel kaufen müssen, dann liegt das häufig nicht daran, dass sie zu wenig geerntet hätten“, sagt Christine Chemnitz, die Fachfrau für internationale Agrarpolitik der den GRÜNEN nahestehenden Böll-Stiftung, „sondern daran, dass die Ernte nach einer

gewissen Zeit ungenießbar ist, zum Beispiel wegen Pilzbefalls.“ Genau dann, wenn die Bauern Nachschub brauchen, sind Nahrungsmittel auf den regionalen Märkten aber besonders knapp und deshalb teuer.

Umgekehrt müssen viele Bauern ihre Erzeugnisse schon kurz nach der Ernte verkaufen - ausgerechnet dann, wenn das Angebot reichlich und die Preise besonders niedrig sind. „Sie wollen das Risiko nicht eingehen, auf einen besseren Preis zu warten, nur um die Nahrung dann verdorben zu sehen“, erklärt eine Sprecherin des Welternährungsprogramms der Vereinten Nationen (WFP). Die Folge: Viele Kleinbauern hungern, weil sie durch den Verkauf ihrer Erzeugnisse nicht genug verdienen, um sich selbst später ausreichend Essen zu kaufen.



Der angelieferte Mais wird von Staub und Schmutz befreit und beschädigte Körner werden aussortiert.

Schulungen und Lagerhäuser

Das WFP will das ändern. Seit einigen Jahren schult es Bauern in Ländern wie Malawi, Äthiopien und Uganda in Ernte- und Lagertechniken. Manchmal geht es dabei um ganz einfache Dinge. Getreidekörner auf einem Tuch zu trocknen beispielsweise ist schon besser, als sie auf der bloßen Erde auszubreiten, wo sie besonders leicht verunreinigt werden. Zugleich investiert das WFP in Lagerhäuser: kleine steinerne Gebäude auf dem Land, größere Hallen in den Städten. Aus ihnen soll ein Netz entstehen, das den Bauern hilft, ihre Erzeugnisse zu vermarkten.

Das Konzept: In den Schulungen lernen die Farmer, nennenswerte Überschüsse in guter Qualität zu erzeugen. Die Lagerhäuser helfen ihnen, Mais und Bohnen so lange aufzubewahren, bis sie ihre Produkte zu einem guten Preis verkaufen können. Wenn mehrere Bauern ihre Ernte an die großen städtischen Lagerhallen liefern, kommen Mengen zusammen, die auch für überregionale Händler interessant sind. Und über ihre Handys können die Bauern sich jederzeit in ein Computersystem einloggen, das ihnen den gerade aktuellen Preis für ihre Ware anzeigt - und so zu einem guten Zeitpunkt verkaufen. Irgendwann sollen so aus den heutigen WFP-Hilfeempfängern Geschäftsleute werden, die sich selbst versorgen.

„Die Idee ist gut“, sagt Joachim von Braun. „Aber damit es funktioniert, muss der Käufer den Markt sehr sorgfältig beobachten.“ Der Käufer, das ist oft das WFP selbst. Fragt es zu große Mengen nach, könnte es die Preise in die Höhe treiben, fürchten Kritiker - zum Schaden der Verbraucher, die

sich dann möglicherweise selbst Grundnahrungsmittel nicht mehr leisten können. Das WFP erklärt, man achte sehr genau darauf, solche Effekte zu vermeiden.

Allheilmittel Infrastruktur?

Das WFP-Programm bietet den Bauern, was sie nach Ansicht der meisten Fachleute brauchen: bessere Straßen, Lagerhäuser, Informationssysteme. Eine gute Infrastruktur minimiere die Nahrungsverluste, erklärt die FAO. Agrarökonom von Braun bestätigt: „In Ländern mit schlechter Infrastruktur, wie Sudan oder Simbabwe, sind die Lebensmittelverluste nach der Ernte besonders hoch. In Ghana, Kenia oder Äthiopien hingegen sieht es viel besser aus. Und in Kenia hat die Handyrevolution besonders große Verbesserungen möglich gemacht.“

Doch Infrastruktur alleine reicht nicht immer aus. Zum Beispiel, wenn Supermärkte für ihre Zulieferer ein funktionierendes Lager-, Transport- und Kühlsystem aufbauen. In diesem Teil der Logistikkette gebe es zwar auch in Afrika relativ wenige Verluste, erklärt Joachim von Braun, viel weniger jedenfalls als in ihrem ersten Abschnitt, dem zwischen Feld und erster Lagerung. Doch gerade die ärmeren Bauern hätten oft kaum etwas davon, wenn private Handelsketten investieren, sagt Böll-Agrarexpertin Chemnitz. „Große Supermarktkonzerne arbeiten lieber mit größeren Bauern zusammen, die logistisch schon von sich aus gut aufgestellt sind“, sagt sie. Solche Bauern haben mehr Kapital als die ganz kleinen Landwirte, und oft können sie auch mehr Arbeitskräfte flexibel einsetzen.

Regionale Märkte unterschätzt

Chemnitz glaubt deshalb, dass die Lage der Kleinbauern sich nur durch private Investitionen nicht besonders verbessern wird. „Es muss zu einem großen Teil öffentliches Geld sein, das investiert wird“, sagt sie.

Sabine Dorlöchter, Expertin für ländliche Entwicklung der katholischen Hilfsorganisation Misereor, formuliert es noch grundsätzlicher. Es komme darauf an, wofür die Infrastruktur aufgebaut werde, sagt sie. „Wenn sie der regionalen Vermarktung dienen soll, bietet das den armen Bauern mehr Möglichkeiten.“ Oft würden die regionalen Märkte unterschätzt. Exportorientierte Handelsketten hingegen drängen die Kleinbauern eher an den Rand, und Monokulturen brächten häufig noch größere Verluste mit sich als der Anbau in kleinem Maßstab.

Meist gehe es beim Export von Agrargütern vor allem darum, Devisen ins Land zu holen, sagt Dorlöchter. „Das nützt ganz anderen Interessen als denen der Kleinbauern.“ Wer von Investitionen profitiert, hängt damit letztlich von der Politik ab. Wenn sie falsch entscheidet, bringt die modernste Infrastruktur den Armen womöglich gar nichts.

► Infobox

Alexandra Endres

ist Journalistin, Volkswirtin und Wirtschaftsredakteurin bei ZEIT ONLINE.
www.zeit.de